



Leseprobe aus Bereswill, Burmeister und Equit, Bewältigung von Nicht-Anerkennung,

ISBN 978-3-7799-3802-6

© 2018 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?
isbn=978-3-7799-3802-6](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-3802-6)

Einleitung

Mechthild Bereswill, Christine Burmeister und Claudia Equit

Axel Honneths vor zwanzig Jahren erstmals publizierte Schrift „Kampf um Anerkennung“ (1998) setzte starke Impulse für eine bis heute anhaltende Auseinandersetzung mit grundlegenden sozialphilosophischen und gesellschaftstheoretischen Fragen, in deren Mittelpunkt die sozialen Beziehungen in der Gesellschaft als komplexe wechselseitige Anerkennungsbeziehungen stehen. Honneths Theorievorschlag wurde seither immer wieder aufgegriffen, weitergedacht, kritisch gewürdigt und als theoretische Perspektive für empirische Untersuchungen gewählt. Über alle theoretischen Kontroversen hinweg wird Anerkennung als grundlegende Dimension des Gesellschaftlichen aufgefasst, die es Menschen erlaubt, soziale Identitäten auszuhandeln, sich zugehörig zu fühlen und andere als zugehörig anzuerkennen. Zugleich wird Anerkennung eine ethische Dimension zugewiesen, die über die Beschreibung und Analyse empirischer Verhältnisse hinausweist. Reflektiert werden die der Anerkennung impliziten Normierungen und Normen, welche Fragen nach der Möglichkeit einer Gesellschaftsethik resp. Ethik des Subjekts aufwerfen. Wie viel Autonomie und Selbstbestimmung und wie viel Verbundenheit oder welche Postsouveränität dem Subjekt dabei theoretisch zugeschrieben werden, ist abhängig von den diversen theoretischen Blickwinkeln. Darüber hinaus teilen anerkennungstheoretische Diskurse aber die Grundannahme, dass Anerkennung eine Grundkonstante der menschlichen Vergesellschaftung und gesellschaftlichen Ordnung ist. (Inter-)Subjektivität bzw. Subjektivierung wird mit und durch Anerkennung hervorgebracht. Anders gesagt: Menschen sind auf wechselseitige intersubjektive Anerkennungsverhältnisse und auf institutionalisierte Modi der Anerkennung angewiesen und bringen diese gleichzeitig mit hervor. Das existenzielle Angewiesen-Sein auf eine positive Resonanz umfasst immer auch die Möglichkeit, wenig Anerkennung zu erfahren oder ganz von dieser ausgeschlossen zu werden.

Solche Konstellationen der vorenthaltenen, verwehrten, nicht erfahrenen Anerkennung stehen im Mittelpunkt des vorliegenden Bandes. Wie wird „Nicht-Anerkennung“ von Menschen verarbeitet oder bewältigt? Welche Mechanismen der gesellschaftlichen Ausgrenzung konterkarieren oder erschweren Anerkennungsverhältnisse? Wie werden Anerkennung und Zugehörigkeit im Zu-

sammenhang von prekären, verletzungsoffenen Lebenssituationen erkämpft? Können fehlende institutionalisierte Anerkennungsbeziehungen durch solche in anderen sozialen Kontexten ausgeglichen werden? Diese Perspektive auf vorenthaltene Anerkennung wird in den Beiträgen des Bandes aufgegriffen und mit den laufenden wissenschaftlichen Debatten über gesellschaftliche Anerkennungsverhältnisse verknüpft. Kann Nicht-Anerkennung überhaupt theoretisch gedacht werden und wenn ja, wie? Wird vorenthaltene Anerkennung vielleicht zum Ausgangspunkt für neue Anerkennungskämpfe und soziale Ordnungen, die neue Formen der Anerkennung, beispielsweise jenseits der dominanten Bedeutung von Erwerbsarbeit hervorbringen?

Alle Beiträge reflektieren aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen und thematisieren damit verbundene Ausschlussverhältnisse, fragen aber auch nach der Überwindung solcher Ausschlüsse mit Hilfe von Anerkennungsmustern, die Ausschluss relativieren oder im besten Fall überwinden. Die Frage nach der vorenthaltenen Anerkennung umschließt also auch die Frage nach Anerkennungskämpfen – Anerkennung und Nicht-Anerkennung stehen in einem wechselseitigen Verweisungszusammenhang und werden als ambivalente Phänomene analysiert. Die ambivalenten Mechanismen des kapitalistischen Marktes und die ökonomischen und sozialpolitischen Umbrüche der modernen Gesellschaft rücken dabei ebenso in den Blick wie die grundlegende Bedeutung von Anerkennung für soziale Integration aus einer sozialpsychologischen Perspektive. Hierbei zeigt sich die Verarbeitung von gesellschaftlichen Entwertungserfahrungen als ein biographischer Prozess, in dessen Verlauf die ambivalenten Qualitäten von Anerkennungsverhältnissen als paradoxe Zumutung erlebt werden: Anerkennung soll erkämpft werden und wird zugleich als dauerhaft vorenthalten und unerreichbar wahrgenommen. Ein Beitrag wirft die Frage auf, ob Menschen, die sich mit einem Stigma konfrontiert sehen, die sozialen Medien nutzen können und sich auf diesem Weg aktiv um Anerkennung bemühen, um einer Etikettierung entgegenzutreten. In diesem Zusammenhang wird deutlich, welche Bedeutung digitale Austauschbeziehungen für gesellschaftliche Ein- und Ausschlüsse haben. Weitere Beiträge untersuchen Anerkennungsmechanismen und Ausgrenzungsdynamiken im Kontext von Schule und Peergroup, die Bildungsungleichheit abfedern. Hier zeigt sich, wie Heranwachsende schulische Leistungsanforderungen aufgreifen und als Machtressourcen im wechselseitigen Austausch einsetzen. Gute Schulleistungen und erlebte Anerkennung sind dabei keineswegs immer kongruent. Neben Anerkennungsmechanismen im Bildungssystem wird immer wieder betont, wie zentral die gesellschaftlichen Arbeitsverhältnisse für die Qualität von Anerkennungsverhältnissen sind. Unter anderem haben Arbeiten der Geschlechterforschung immer wieder darauf hingewiesen, dass die gesellschaftliche Arbeitsteilung hierarchisch organisiert ist. Damit verbundene Auf- und Abwertungsdynamiken strukturieren Anerkennungsbeziehungen im Kontext von Erwerbsar-

beit wie auch im Zusammenhang von nicht kommodifizierten Tätigkeiten. Ob und wie solche Bewertungen mit vorenthaltener Anerkennung verbunden sind, ist eine empirisch offene Frage. Die Antwort auf diese Frage kann aus der subjektiven Perspektive ganz anders ausfallen, als dies mit Blick auf verfestigte Ungleichheitsstrukturen zunächst zu vermuten wäre. Dies verlangt theoretische Sensibilität und Offenheit für die eigensinnigen und gegenläufigen Deutungsmuster von Menschen in wenig anerkannten Arbeitsverhältnissen oder in prekären Lebenslagen bis hin zum langfristigen Ausschluss aus dem Erwerbsleben. Entsprechend untersuchen mehrere Beiträge prekäre Arbeitsverhältnisse und Prekarisierungsprozesse und fragen aus recht unterschiedlichen theoretischen Blickwinkeln nach den subjektiven Deutungs- und Bewältigungsmustern von Menschen, die aus den Anerkennungsverhältnissen des Erwerbslebens ausgeschlossen sind oder sich an deren Rändern bewegen.

Der erste Beitrag des Bandes nimmt eine philosophische Perspektive ein. *Hans-Christoph Schmidt am Busch* entfaltet in seinem theoretischen Aufsatz die These, dass „Märkte in sittlicher Hinsicht ambivalent sind“. Diese These entwickelt er unter Bezug auf die Grundlinien der Philosophie des Rechts von Georg W. F. Hegel, der Märkte als „Orte der Anerkennung“ charakterisiert. Märkte ermöglichen demnach die wechselseitige Anerkennung von Marktmitgliedern als (freie) Personen, die als solche ihrer eigenen Bestimmung und beruflichen Tätigkeit nachgehen können und sich auf dieser Grundlage wechselseitig respektieren. Die Ambivalenz eines solchen Marktmodells wird in den frühen Jenaer Schriften Hegels thematisiert. Hier werden die Gefährdungsmomente des Einzelnen oder der Gruppe durch die Dynamiken und Entwicklungen von Märkten skizziert. Eine über Wertschätzung vermittelte Sittlichkeit ist dann nicht mehr allen Gesellschaftsmitgliedern gleichermaßen zugänglich. Diese grundlegende Ambivalenz des Marktes resultiert daraus, dass der Staat die Gesinnung der Bürgerinnen und Bürger institutionell nicht adäquat sichern kann. Vor diesem Hintergrund fragt Schmidt am Busch im letzten Abschnitt seiner philosophischen Ausführungen, inwieweit Hegel möglicherweise ein Grundproblem moderner Gesellschaften identifiziert hat und entwickelt weiterführende Überlegungen und Forschungsperspektiven zur Bedeutung von individueller Selbstbestimmung und gesellschaftlicher Zugehörigkeit für die moderne Gesellschaft.

Auch *Christa Paul* greift in ihrem Beitrag eine grundlegende anerkennungstheoretische Frage auf. Im Anschluss an George Herbert richtet sich der Fokus ihrer Überlegungen auf Formen wirksamer Intersubjektivität und die mit diesen verbundenen Möglichkeiten und Grenzen der Identitätsbildung im Kontext sozialer Integration. Die kritische Würdigung von Axel Honneths Überlegungen zu Autonomie und Selbstbestimmung wird mit Norbert Rickens Ansatz verknüpft, der im Gegensatz zu Honneth die Bedeutung von Verbun-

denheit betont und Anerkennung als Adressierungsgeschehen auffasst. Diese theoretischen Differenzierungen zu Intersubjektivität, Identität und Anerkennung werden in einer exemplarischen Fallanalyse weiter ausbuchstabiert. Untersucht wird die Lebensgeschichte einer Frau, die Opfer nationalsozialistischer Zwangsmaßnahmen war. Während ihre Zwangssterilisation nachgehend als Unrecht anerkannt wurde und eine Entschädigung erfolgt ist, erhielt sie diese für ihre Entmündigung und eine geschlossene Unterbringung nicht. In Bezug auf die Erzählungen rekonstruiert Paul ein Anerkennungsdilemma: Einerseits kämpft die Zeitzeugin lebenslang gegen die verweigernde Anerkennung als Opfer des Nationalsozialismus. Andererseits thematisiert sie ihre Erschöpfung und das Empfinden, nicht mehr länger für ihre Forderungen kämpfen zu können. Diese Ambivalenz reflektiert die Autorin im Zusammenhang von tief greifenden Erfahrungen der Fremdbestimmung und betont, dass es die subjektiven Sichtweisen von Menschen sind, die der Anerkennung bedürfen und dass gesellschaftliche Räume für solche Anerkennungsprozesse geschaffen werden sollten.

Anna Schnitzer wählt einen ganz anderen Forschungszusammenhang für ihre anerkennungstheoretische Analyse. Der Beitrag stellt ausgewählte Ergebnisse eines ethnographisch-biographischen Projekts zu Herstellungsweisen von Zugehörigkeit sowie subjektiven Bewältigungsformen von Ausgrenzung und Nicht-Anerkennung im leistungsorientierten Feld einer bilingualen Schulklasse in der Schweiz vor. Ein wesentlicher Schwerpunkt der Analyse liegt auf dem Umgang mit Sprache als Medium der Herstellung von Zugehörigkeit, Anerkennung und Differenz; das soziale Gefüge einer Schulklasse wird dabei im Anschluss an Norbert Elias als eine Figuration von fluiden Machtbalancen erfasst. Dies spiegelt sich in den analysierten Praktiken der wechselseitigen Adressierungen zwischen den Schüler*innen und zwischen ihnen und der Forscherin. Detailliert und an den verschiedenen Materialien der Ethnografie intersubjektiv nachvollziehbar arbeitet Anna Schnitzer unterschiedliche biographische Dimensionen heraus, die sich in der individuellen Bewältigung der Erfahrung von Nicht-Anerkennung sprachlicher Differenz zeigen. Im Ausblick ihres Beitrags betont die Autorin die Bedeutung der sozialen Gruppe als Medium von Anerkennung und Ressource der biographischen Bewältigung von Nicht-Anerkennung.

Anna Sarah Richter wählt ebenfalls eine biographische Untersuchungsperspektive und wertet die lebensgeschichtlichen Narrationen älterer Frauen aus Ostdeutschland aus. Der Fokus ihrer Analysen liegt auf den Umgangsweisen und biographischen Konstruktionen hinsichtlich der Erfahrung von Abwertung und Ausgrenzung. Einer einführenden Skizze von abwertenden Diskursen über in Ostdeutschland lebende Menschen nach der Wende folgt die theoretische Fundierung der empirischen Befunde. Dabei verknüpft die Autorin das Konzept der Intersektionalität mit anerkennungstheoretischen Perspektiven bei

Nicole Balzer und Norbert Ricken sowie bei Judith Butler. Ihre anschließenden empirischen Analysen werden auf drei verschiedene Ausprägungen von Entwertung zugespielt, die von den interviewten Frauen als Verlust- und Entfremdungserfahrungen thematisiert werden. Von den abwertenden und ausgrenzenden öffentlichen Diskursen grenzen die Frauen sich einerseits ab, andererseits bilden diese den Bezugspunkt der Entwertungserfahrungen. Die dichten theoriegeleiteten Analysen von Anna Richter verweisen auf die Herausbildung einer übergreifenden kollektiven Identität angesichts erfahrener identitätsbedrohender Abwertungen.

Im folgenden Beitrag entfaltet *Anke Wischmann* auf der Grundlage einer qualitativen Einzelfallstudie die wechselseitigen Zusammenhänge von Lern- und Anerkennungsprozessen, die zugleich in Relation stehen zu der sozialen Positionierung von Lernenden. Die Autorin entwickelt ein Lernverständnis, das den sozialen Kontext und die in ihm eingebundenen sozialen Positionierungen der Lernenden als Ausgangspunkt der empirischen Analyse nimmt. Ein narratives Interview mit einer zwölf Jahre alten Schülerin wird im Anschluss an die theoretischen Ansätze von Axel Honneth, Norbert Ricken und Judith Butler analysiert. Anke Wischmann erläutert exemplarisch am Material ihre These, dass Anerkennung zugleich eine „Verkennung“ als Lernende umfasst. Defizitäre Zuschreibungen implizieren die Abwertung von Lernenden. Zugleich ermöglichen solche Zuschreibungen und Bewertungen die Herstellung von Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe. Die Autorin zeichnet in ihrem Beitrag die Wirkmacht gesellschaftlicher Dominanzverhältnisse nach, wie sie sich in den Selbstzuschreibungen von Lernenden und in den mit dem Lernen verbundenen Anerkennungsprozessen widerspiegeln.

Dagmar Hoffmann wendet sich in ihrem Beitrag den Anerkennungsbestrebungen sozial benachteiligter und von Ausgrenzung betroffener Individuen und Gruppen zu. Ausgangspunkt ihres mediensoziologischen Ansatzes sind neuere Dynamiken der Selbstpräsentationen von Betroffenen, die online abrufbar der Aufklärung dienen und Ausgrenzungen, Klischees und Stigmata entgegenwirken sollen. Eingebunden in aktuell diskutierte neuere Kommunikations- und Partizipationsstrategien im Sinne einer virtuellen „Ermächtigungskommunikation“ stehen ausgewählte Ergebnisse einer interaktionsethnografischen Mikrostudie zur Anerkennungsbedürftigkeit und zu Ermächtigungspraktiken von Menschen mit der Diagnose Autismus im Mittelpunkt des Beitrags. Die Autorin stellt Anerkennungswirksamkeiten von Medienpraktiken vor und veranschaulicht mit ihrer Studie an einem ausgewählten Einzelfall, dass Diskurse über Krankheitsbilder von dergestalt etikettierten Menschen aktiv mitgestaltet werden können. Der Beitrag verweist abschließend darauf, dass es bedingungsfull ist, sich als Betroffene mittels Netzaktivitäten um mehr gesellschaftliche Anerkennung zu bemühen.

Gabriele Fischer entwickelt eine praxeologische Perspektive auf Anerkennung und diskutiert anhand einer eigenen qualitativen Studie die Frage, ob vorenthaltene Anerkennung immer als Ausschluss oder auch als Ausgangspunkt für eine Praxis der Selbstaufwertung verstanden werden kann. Beleuchtet werden Ambivalenzen als omnirelevantes Begehren nach Anerkennung mit Bezug zu (privilegierten) Positionierungen und Hierarchien. Die Autorin problematisiert, inwieweit Nicht-Anerkennung überhaupt gedacht werden kann und wie sich soziale Wertschätzung reproduziert. Ausgehend von Honneth, Butler, Balzer und Ricken fokussiert Fischer die soziale Praxis der Adressierung und Re-Adressierung. Ihre theoretischen Ausführungen münden in der grundsätzlichen Frage nach Erkennbarkeit von Anerkennung. Dieser Frage geht die Autorin mittels biographisch-narrativer Interviews im Kontext zweier kontrastierender Berufsfelder nach. Einen wesentlichen Schwerpunkt ihrer hier vorgestellten Empirie bildet die Analyse der Reproduktion von Berufs- und Geschlechterhierarchien. So wird die eigenmächtige Praxis der Selbstaufwertung im Kontext einer verfestigten Arbeitsteilung im Geschlechterverhältnis rekonstruiert und schließlich die grundsätzliche Frage nach dem Verhältnis von alltäglichen subjektiven Anerkennungskämpfen und strukturellen Veränderungen gestellt.

Marliese Weißmann wendet sich einem Untersuchungszusammenhang zu, der als prototypisch für Anerkennungsprozesse in der modernen Gesellschaft gelten darf: dem länger währenden Ausschluss aus der Erwerbsarbeit. Ihr Interesse gilt möglichen Strategien, die Menschen entwickeln, trotz eines länger andauernden Ausschlusses aus der Erwerbsarbeit Anerkennung zu erlangen. Zugehörigkeit wird in der qualitativ angelegten Studie als soziale Verortung der Akteure formuliert, die sinnstiftende Praktiken hervorbringt. Im Anschluss an diese Untersuchungsperspektive fokussiert die Autorin zwei kontrastierende Sinnstrukturen: den Modus der Normalisierung und den Modus der Selbstermächtigung. Diese Modi werden anhand von Einzelfallstudien rekonstruiert. Die empirischen Rekonstruktionen sind in eine kritische Bestandsaufnahme von Reglementarien des Transfersystems von Sozialleistungen eingebettet (ALG II, „Hartz IV“), die theoretisch als Anerkennungsordnungen reflektiert werden (u. a. Lessenich, Opitz, Goffman, Heitmeyer). Der Beitrag von Marliese Weißmann verdeutlicht Selbstpositionierungen, die bemerkenswert und recht unterschiedlich auf Fremdzuschreibungen reagieren, und zeigt auf, dass das Bild vom „passiven und resignierten Erwerbslosen“ eine verkürzte und wenig zutreffende Zuschreibung ist.

Auch *Christine Wimbauer und Mona Motakef* fragen nach Anerkennungsdefiziten im Kontext von Erwerbsarbeit. Ihr Untersuchungsfokus richtet sich darüber hinaus auf den gesamten Lebenszusammenhang und auf mögliche Wechselwirkungen zwischen prekärer Beschäftigung und den Nah- und Sorgebeziehungen von Menschen. Werden solche Nahbeziehungen dann ebenfalls

prekär? Welche Formen der (Selbst-)Sorge zeigen sich im Kontext von prekärer Beschäftigung? Um diesen Fragen in einer umfangreichen qualitativen Studie auf die Spur zu kommen, wenden die Autorinnen die soziologische Prekarisierungsdebatte anerkennungstheoretisch. Sie beziehen sich auf Axel Honneths Theoriemodell, wobei sie Anerkennung im Gegensatz zu Honneth als grundsätzlich ambivalent und paradox fassen und dies mit Judith Butlers Ansatz einer postsouveränen Subjekttheorie verknüpfen. Zudem betonen sie, dass das Verhältnis der verschiedenen Formen von Anerkennung, die in verschiedenen gesellschaftlichen Sphären entfaltet werden, empirisch rekonstruiert werden muss. Entsprechend fragen sie nach den Anerkennungserfahrungen und -wünschen von prekär Beschäftigten ohne Paarbeziehungen und fragen zudem, ob Nicht-Anerkennung in einem und Anerkennung in einem anderen Lebensbereich sich möglicherweise wechselseitig kompensieren. Anhand von zwei Fallanalysen verdeutlichen Christine Wimbauer und Mona Motakef, dass keine eindeutigen Antworten auf ihre Fragen zu erwarten sind. Vielmehr wird nachvollziehbar, wie differenziert und widersprüchlich sich Anerkennungserfahrungen im Wechselspiel von prekärer Erwerbsarbeit, Fürsorge und Selbstsorge entfalten.

André Knabe, Stefan Brandt, Hagen Fischer, Petra Böhnke und Andreas Klärner wenden sich ebenfalls den Auswirkungen der Prekarisierung von Erwerbsarbeit zu. Sie stellen fest, dass Anerkennung aufgrund von ökonomischen Umwälzungen immer weniger aus einmal erreichten Positionen gewonnen werden kann, sondern immer wieder neu aktiv und individuell ausgehandelt werden muss. Zugleich gelten die Arbeitswelten der modernen Gesellschaft als unabdingbar für die Identitätsbildung der Subjekte und bilden einen zentralen Ankerpunkt für Prozesse der Anerkennung. Entsprechend werden in unsicheren Zeiten von (drohender) Arbeitslosigkeit verstärkt Anerkennungsdefizite produziert. Hier setzt die Untersuchungsperspektive des Beitrags an, indem er nach alternativen Anerkennungsquellen jenseits eines dichotomen Modus von erwerbstätig vs. erwerbslos und nach möglichen neuen Anerkennungsordnungen fragt. Mit Rückgriff auf Harrison Whites Netzwerktheorie soll Anerkennung im Zusammenhang von Identität und Kontrolle, als eingebettet in soziale Beziehungsgefüge und als hoch differenzierter und in verschiedenen Netzwerkdomänen anders strukturierter kommunikativer Prozess aufgeschlossen werden. Diese soziologische Forschungsperspektive der Netzwerkforschung wird in ihrer Reichweite und Bedeutung zunächst argumentativ ausgelotet und anschließend anhand von Fallanalysen empirisch fundiert. Von besonderem Forschungsinteresse sind dabei Differenzen zwischen subjektiv geäußerten Vorstellungen und bereits etablierten Identitäten in (alternativen) Netzwerkdomänen. Der Beitrag plädiert für eine netzwerkanalytische Perspektive, die fragt, ob etablierte Identitäten auch über den jeweiligen Netzwerkkontext Anerkennung

generieren können, und liefert Anregungen zur Lokalisierung von Anerkennungsdefiziten und -kämpfen.

Insgesamt versammelt der Band eine große Bandbreite von Untersuchungsperspektiven und theoretischen Verortungen. Diese Bandbreite verdeutlicht, wie anregend anerkennungstheoretische Ansätze für gesellschaftswissenschaftliche Debatten sind. Bis auf den ersten philosophischen Beitrag, den die Herausgeberinnen als Wiederabdruck in den Band aufnehmen konnten, sind alle anderen Texte Originalbeiträge und wurden einem Peer-Review-Verfahren unterzogen. Wir bedanken uns deshalb ganz herzlich bei allen Kolleginnen und Kollegen, die Gutachten verfasst und damit einen wichtigen Beitrag zu diesem Band geleistet haben. Allen Autorinnen und Autoren danken wir ebenso herzlich für die Erstellung und Überarbeitung ihrer Beiträge und für die Geduld, die mit diesem Prozess verbunden war. Zudem gilt unser Dank Ursula Mesch für ihre Mitwirkung am Lektorat der Texte. Sabine Stange danken wir für ihren Einsatz als Lektorin und für ihre Betreuung des Manuskripts bis zum gedruckten Buch.

Die sittliche Ambivalenz von Märkten – ein Grundproblem moderner Gesellschaften?

Hans-Christoph Schmidt am Busch

Seit einigen Jahren erleben wir eine Renaissance der Philosophie des Marktes. Längere Zeit war die Beschäftigung mit Märkten für die zeitgenössische Philosophie von untergeordneter Bedeutung und beschränkte sich weitgehend auf Fragen der gerechten Verteilung von Gütern und Dienstleistungen; diese thematische Ausrichtung verdankte sich nicht zuletzt dem starken Einfluss, welche die Rawlssche Gerechtigkeitstheorie auf den Diskurs der politischen Philosophie ausgeübt hat. Inzwischen können wir beobachten, wie Märkte unter einer umfassenderen philosophischen Perspektive, welche auch sozialtheoretische Fragen einschließt, zum Gegenstand von Untersuchungen gemacht werden (um nur einige aktuelle Publikationen zu diesem Themenbereich anzuführen: Buchwalter 2015; Herzog 2013; Herzog/Honneth 2014; Satz 2013a; Skidelsky/Skidelsky 2013). Thematisch schließt die zeitgenössische Philosophie damit an die Philosophie des 18. und des 19. Jahrhunderts an: Die deutschsprachigen Kameralisten, die schottischen Moralphilosophen, Johann Gottlieb Fichte, Georg Wilhelm Friedrich Hegel, die französischen Frühsozialisten und die Linkshegelianer bis hin zu Karl Marx – sie alle haben sich eingehend mit den Fragen beschäftigt, was Märkte sind und welche Auswirkungen sie auf die Möglichkeiten der Menschen haben, ein gelingendes Leben zu führen.

Genährt wird das neuerliche philosophische Interesse an Märkten durch problematische wirtschaftliche und soziale Entwicklungen, von denen viele westliche Gesellschaften betroffen sind. In diesem Zusammenhang sind zu nennen: ein Anstieg der Arbeitslosenzahlen, insbesondere bei jungen Menschen; eine Zunahme prekärer Beschäftigungsverhältnisse und Lebensformen; eine Rückkehr der Armut, auch unter Kindern; eine Zunahme psychischer Erkrankungen unter Erwerbstätigen; eine Spreizung von Arbeitseinkommen; eine Konzentration des wirtschaftlichen Vermögens; eine Verschuldung der öffentlichen Haushalte, welche die Zahlungs- und Handlungsfähigkeit von Staaten gefährdet; eine Abnahme der Beteiligung an demokratischen Wahlen; ein Wiedererstarken des Nationalismus; sowie ein Aufschwung rechtsextremer Parteien und Bewegungen. Angesichts solcher Entwicklungen ist es keine Über-

raschung, dass sich Philosophinnen und Philosophen für die Fragen interessieren, wie Märkte funktionieren, welche gesellschaftlichen Auswirkungen sie haben und wie sie ethisch und sozialphilosophisch zu bewerten sind.

Die gegenwärtigen Debatten zu diesen Themen betreffen zum einen bestimmte Märkte, zum anderen Märkte im Allgemeinen. In jenem Zusammenhang wird beispielsweise erörtert, ob und warum einzelne Märkte – etwa für giftige Abfälle oder menschliche Organe – ethisch problematisch sind und staatlich begrenzt werden sollten (vgl. z. B. Sandel 2012 oder Satz 2013b);¹ in diesem Zusammenhang steht die Frage im Vordergrund, ob Märkte „normfreie“ (Habermas 1988, S. 231) Systeme sind oder moralische Grundlagen haben, die mehr oder weniger adäquat institutionalisiert sein können.² Während jene Themen verstärkt von englischsprachigen Philosophinnen und Philosophen aufgegriffen worden sind, hat diese Frage vor allem unter Theoretikerinnen und Theoretikern, die in der Tradition der Frankfurter Schule stehen, vielfältige Diskussionen und Kontroversen hervorgerufen.³

Die Vorstellung, dass nicht nur einzelne Märkte, sondern auch das uns bekannte „System der Marktwirtschaft“ auf einer basalen Ebene „moralisch oder sittlich“ verfasst sei, hat Axel Honneth im Zuge einer umfassenden Aktualisierung der Hegelschen Theorie der Sittlichkeit näher ausgearbeitet. Honneth glaubt, „daß die vom Markt vorgenommene Koordinierung von bloß individuellen Nutzerwägungen dann überhaupt nur gelingen kann, wenn die beteiligten Subjekte sich vorweg nicht nur rechtlich als Vertragspartner, sondern auch moralisch oder sittlich als Mitglieder eines kooperierenden Gemeinwesens anerkannt haben“ (Honneth 2011, S. 328–329). Diesen Gedanken, als dessen Urheber er Hegel ausmacht, versucht Honneth im Rahmen einer Theorie des „normativen Funktionalismus“ (ebd., S. 332) zu rechtfertigen. Damit wirft er zugleich die Frage auf, welches systematische Interesse Hegels Überlegungen zu Märkten für die heutige Forschung haben.

In dem vorliegenden Beitrag werde ich mich mit Hegels Philosophie des Marktes beschäftigen. Der Ausgangspunkt und das Ziel meiner Untersuchung unterscheiden sich jedoch von denen Honneths. Ich möchte darlegen, in welchem Sinne und aus welchen Gründen Märkte für Hegel *sittlich ambivalent* sind, erläutern, warum diese Ambivalenz aus Hegels Sicht ein *Grundproblem* moderner Gesellschaften ist, und erwägen, ob Hegels Überlegungen der heutigen Forschung Anregungen geben oder Perspektiven eröffnen können. Den

1 Vgl. hierzu auch das „Symposium on Limits of Markets“ der Zeitschrift *Moral Philosophy and Politics* 2, 2 (2015), S. 329–377.

2 Diese These vertritt Axel Honneth (2011, 2015). Vgl. zu Honneths Theorie nun auch Schmidt am Busch 2017.

3 Vgl. z. B. den Schwerpunkt der Zeitschrift *Critical Horizons* 16, 2 (2015), S. 107–226 zu Axel Honneths Sozialphilosophie. In diesem Diskussionszusammenhang steht auch Zurn 2016.